

Rezension

Christiane Keim

Neues vom „Neuen Bauen“ und den Frauen

Ingeborg Beer, Architektur für den Alltag. Vom sozialen und frauenorientierten Anspruch der Siedlungsarchitektur der zwanziger Jahre. Berlin (Verlag Schelzky & Jeep) 1994

„es gab nicht nur das bauhaus“ – wohnen und haushalten in Dessauer Siedlungen der zwanziger Jahre. Eine Ausstellung des Oberstufenkollegs der Universität Bielefeld und des Bauhauses Dessau im Museum für Stadtgeschichte Dessau (5. Juli - 2. Sept. 1994)

„Vom Kochtopf zur Fassade“ sollten die Siedlungshäuser gebaut werden – so formulierte der Architekt Ernst May mit beabsichtigter Pointierung die Aufgabe, die sich ihm und seinem Planungsteam im Frankfurt der zwanziger Jahre stellte. Gleichzeitig

feierte May in der Zeitschrift „Das Neue Frankfurt“, die den Frankfurter Stadtbau publizistisch begleitete, mit emphatischen Worten das Erscheinen der „modernen Frau, ... die sich mutig und entschlossen ihren Platz im schaffenden Menschentum erobert“, auf der Bühne der modernen Großstadt. Das Heimchen am Herd, die Nur-Hausfrau schien zusammen mit der Vorkriegsgesellschaft untergegangen zu sein; Hausarbeit war vom aufopferungsvollen Liebesdienst zur notwendigen Pflichtaufgabe geworden, die möglichst schnell und mühelos bewältigt werden sollte, um sich bedeutungsvolleren Tätigkeiten zuwenden zu können.

May war nicht der einzige unter den Siedlungsarchitekten der sog. Avantgarde, der die Küche zum Ausgangsort der Rationalisierung von Bauplanung und -produktion machte und sich im Zusammenhang damit zum Anwalt der Frauen erhob.

Das soziale Versprechen von einer besseren Lebensqualität und die Orientierung an den Interessen der Frauen gehörten für die meisten der Avantgarde-Architekten unmittelbar zusammen – davon geht Ingeborg Beer in ihrer sozialwissenschaftlichen Studie aus. Dieses gesellschaftliche Engagement und nicht die formästhetischen Innovationen sind es auch, die nach Beer die Geltungskraft des Siedlungsbaus der zwanziger Jahre wesentlich bestimmen. In der Einleitung macht die Autorin deutlich, worum es ihr geht: Theorie und Praxis des Bauens sollen im Bezugsrahmen der gesellschaftlichen Realität in der Weimarer Republik kritisch überprüft werden, um ihre historische Bedeutung für eine Veränderung der Alltagskultur einschätzen zu können.

Das kritische Potential des avantgardistischen Programms wird im folgenden dann auch alsbald deutlich.

Die Visionen der Avantgarde reichten weit über das naheliegende Ziel, billige Wohnungen mit neuzeitlichem Komfort zur Verfügung zu stellen, hinaus. Die sachliche und gebrauchswertorientierte Architektur war für ihre Erbauer Symbol einer anderen, besseren Gesellschaft – die neue Architektur sollte Antizipation des neuen Menschen sein. Von einem derartig hohen Anspruchsniveau aus mußte der Widerstand der potentiellen Bewohner gegen den Verlust des „Gewohnten“ als Ausdruck von Rückständigkeit und mangelnder Einsicht interpretiert werden, dem durch konsequente Erziehungsarbeit abzuwehren war. Bevorzugte Adressaten der didaktischen Unterweisung durch Architektur und Architekten waren die Frauen. Erst durch kompetente Bedienung konnte die technisierte Arbeitsküche „funktionieren“, nur durch die fortwährende Beseitigung von Gebrauchsspuren – ständiges Aufräumen und Staubwischen – konnte die Reduktionsästhetik die intendierte Wirkung entfalten. Die Emanzipation, wie Ernst May und Bruno Taut sie verstanden, fand in der häuslichen Wohnung statt, es war eine Emanzipation von vermeintlich überflüssigen, weil mit Gefühlswelten besetzten Dingen, nicht aber eine Befreiung aus einer überkommenen Geschlechterrolle (vgl. dazu Ellen Spickernagel, Unerwünschte Tätigkeit, Die Hausfrau und die Wohnungsform der Neuzeit, in: Kritische Berichte 4/1992, S. 80ff.).

Die Familie in ihrer traditionell-patriarchalischen Struktur blieb offenbar das gesellschaftliche Leitbild nicht nur der staatlichen und kommunalen Bauträger, sondern eben auch der Architekten. Alternative Wohnkonzepte, die andere Formen des sozialen (Zusammen-)Lebens ermöglichten (Wohnungen für alleinstehende Frauen) oder die familiäre Funktionen zentralisierten (Einküchenhäuser), blieben Randerscheinungen innerhalb des planerischen Interessenspektrums, bzw. sie scheiterten an Finanzierungsproblemen oder an mangelnder Akzeptanz, wie im letzten Teil von

Beers Untersuchung nachzulesen ist. Selbst die Einmischung der Frauenvereine und -interessenverbände in die Diskussionen um Wohnung und Wohnraumorganisation konzentrierten sich, so Beer, vornehmlich auf die Modernisierung der Hauswirtschaft und bewegten sich damit – trotz gelegentlicher sachbezogener Einwände – ganz in dem Rahmen, den die Architekten vorgezeichnet hatten.

Die Autorin will das soziale Engagement der Avantgarde-Architekten ernst nehmen und der Verwerfung moderner Architektur durch die postmoderne Kritik entgegen treten. Die dem Engagement inhärenten Widersprüche entgehen ihr nicht, im Fazit der Untersuchung werden dann aber wiederum allein die Mechanismen der nach wie vor privatkapitalistisch organisierten Ökonomie, die der massenhaften Versorgung mit erschwinglichen Wohnungen entgegenstand, für das Scheitern der weitgesteckten Ziele der Avantgarde verantwortlich gemacht – deren Idealismus, so Beer, zerbrach an der Realität. Eine feministische Auseinandersetzung mit avantgardistischer Architektur und Architekturprogrammen müßte aber ebendiesen Idealismus kritisch unter die Lupe nehmen: Wie sah das Verhältnis der Avantgarde zu gesellschaftlichen Traditionen, vor allem zu den Traditionen der Geschlechterbeziehung, in Wahrheit aus? Wurde mit diesen Traditionen tatsächlich gebrochen oder wurden sie nicht eher in einer modernen Einkleidung neu aufgelegt?

Einen Ansatz zur Klärung dieser Problemstellungen könnte die Frage nach dem Selbstverständnis der Architekten liefern. Beer konstatiert, die Avantgarde-Architekten der zwanziger Jahre hätten sich nicht länger als Bau-Künstler betrachtet (S. 11) – wie geht dies aber zusammen mit Bruno Tauts schwärmerischer Rede vom „hohen, priesterhaft herrlichen, göttlichen Beruf“ des Architekten, die wenig später zitiert wird (S. 38)? Tatsächlich hatten sich zwar das Aufgabenfeld und der Handlungsrahmen der architektonischen Arbeit verändert, unverändert blieb aber die Vorstellung vom autonomen Status des Architekten-Künstlers. Die Siedlungen waren für ihre „Schöpfer“ letztendlich Artefakte, nur in diesem Sinne konnten sie schließlich überhaupt erst zu Symbolen werden. Wenn wir es also auch hier mit einem „Schöpfer-Mythos“ zu tun haben, welche Funktion/en haben dann die Frauen, um deren Interessen es ja gehen sollte? Wo finden sie sich in den Programmen, Ideologemen, in den Entwürfen und in den gebauten Wohnungen wieder? Eine allgemeingültige Antwort auf diese Fragen wird sich nicht ohne weiteres finden lassen, Einzeluntersuchungen zu ausgewählten Projekten der Avantgarde unter dem skizzierten Problemhorizont sind aber dringend gefordert und könnten zu fruchtbaren Erkenntnissen führen.

Aus einer ganz anderen Richtung fällt der Blick der Dessauer AusstellungsmacherInnen auf die Architektur der zwanziger Jahre. Das Projekt des Oberstufen-Kollegs Bielefeld und der interdisziplinären Akademie des Bauhauses Dessau ging von Recherchen vor Ort aus. Die Dessauer Siedlungen (die Siedlung Dessau-Törten, ab 1926 von Walter Gropius, später von Leopold Fischer und Hannes Meyer gebaut) und die Meisterhäuser an der Ebertallee (1925/26, ebenfalls von Gropius errichtet) wurden besichtigt, ihr heutiger Zustand ausführlich fotografisch dokumentiert und die derzeitigen BewohnerInnen nach ihren Erfahrungen mit den Wohnungen befragt. Das Erkenntnisinteresse der Untersuchungen ging also nicht von den Intentionen der Architekten aus, auf den Prüfstand geriet vielmehr die faktische Brauchbarkeit und Veränderbarkeit der Architektur. Für die Ausstellung wurden die Ergebnisse der Einlassungen vor Ort mit den geschichtlichen Daten korreliert: Die ca. 80 Ausstellungs-

tafeln werden auf den Stellwänden „zweispurig“ präsentiert, d.h. in einer oberen Reihe sind historische Fotografien, Pläne, Grundrisse und zeitgenössische Texte zu sehen, darunter werden aktuelle Fotos, die Auskunft über den derzeitigen Zustand der Bauten geben, sowie Pläne von Umbauten aus der Zeit nach 1930 gezeigt und Äußerungen von BewohnerInnen über die Nutzung der Wohnungen aufgenommen. Die Fragen, die an die Bauten in ihrem ehemaligen und derzeitigen Zustand und an die NutzerInnen gerichtet wurden, beziehen den oben angedeuteten Problemhorizont feministischer Forschungsinteressen explizit mit ein: Haben sich die Wohnungen aus der Sicht der Hausfrauen bewährt? Waren die Formen familiären Zusammenlebens und der geschlechtlichen Arbeitsteilung vorgegeben oder erlaubte die Architektur eine flexiblere Handhabung der Rollenverteilung? Welche unterschiedlichen Formen des Wirtschaftens gab und gibt es? Eine ganze Reihe von interessanten Einblicken tut sich auf, von denen hier nur einige beispielhaft benannt werden sollen.

Die Siedlungsreihen Häuser in Dessau-Törten waren für Angestellte und ArbeiterInnen geplant, die diese auf Hypothekenrückzahlungsbasis käuflich erwerben konnten. Da die materiellen Ressourcen der zukünftigen Besitzer beschränkt waren, mußten die Baukosten möglichst gering gehalten werden, was durch ein vereinfachtes Konstruktionssystem, die Verwendung normierter Bauteile und vor allem die zeitsparende Organisation der Baudurchführung gewährleistet werden sollte. Die Wohnflächen in den Häusern waren klein, zu jeder Hauseinheit gehörte aber eine Parzelle Gartenland zur Selbstversorgung der BewohnerInnen. Die Arbeit in Küche und Garten blieb den Frauen überlassen, die in der Mehrzahl zusätzlich einer außerhäuslichen Berufstätigkeit nachgingen. Die Doppelbelastung wurde den Frauen ganz selbstverständlich zugemutet, immerhin erleichterte ihnen aber die wegsparende Gliederung des Grundrisses und die multifunktionale Nutzbarkeit der Wirtschaftsräume die Hausarbeit. Auch die im Flächenumfang noch weiter reduzierten Wohnungen in den Laubenganghäusern, die Hannes Meyer 1930 baute, waren funktional angelegt, um dem Eindruck von Enge entgegenzuwirken. Damit das ohnehin beschränkte Platzangebot nicht noch durch allzu massive Einrichtungsgegenstände verstellt wurde, entwarf die Ausbauwerkstatt des Bauhauses eine Mustereinrichtung, die ein schnörkelloses, flexibles und zweckbestimmtes Mobiliar umfaßte. Während die moderne Ausstattung der Wohnungen mit Innentoilette und Elektrizität bei den BewohnerInnen auf uneingeschränkte Zustimmung stieß, regte sich insbesondere bei der Frage der Möblierung Widerstand gegen das „Wohndiktat“. Noch heute führt der Wunsch, großflächige Möbelstücke in den Räumen unterzubringen, zu umfangreichen Eingriffen in die sorgfältig konzipierten Innendispositionen, die den Grundriß (letztendlich zum Nachteil der BewohnerInnen) verändern.

Mit frappierender Deutlichkeit kristallisieren sich durch die gleichzeitige Präsentation in der Ausstellung die Unterschiede zwischen den Siedlungsbauten für die Arbeiterfamilien und den Wohnhäusern der Bauhausmeister heraus. Die Flächenausdehnung der Meisterwohnungen übertraf die Wohnungsgrößen der Siedlungsbauten um ein Vielfaches, Aufenthalts-, Arbeits- und Wirtschaftsräume der Meisterhäuser waren mit allen technischen Neuerungen ausgestattet, die in den zwanziger Jahren zur Verfügung standen. Ein Nutzgarten zur Selbstversorgung erübrigte sich angesichts der von der Eigenwirtschaft unabhängigen Lebensgestaltung eines bürgerlichen Hausstandes; die Gärten der Meisterhäuser waren zu Kontemplation und Erholung genutzte Erweiterungen des Wohnraumes. Auch in den Meisterhäusern wurden

die Frauen zu Sachwalterinnen des Hauswesens bestimmt. Die Arbeit in Küche und Wirtschaftsräumen überließen sie aber den Dienstmädchen; die Aufgaben der Hausherrin konzentrierten sich auf die Pflichten der Gäste- und Kinderbetreuung. Mit der Differenzierung der Architektur nach dem sozialen Gebrauch, die dem avantgardistischen Postulat, für alle und vor allem für alle *gleich* bauen zu wollen, widersprach, ging also eine schichtspezifische Differenzierung in der Rollenzuweisung an die Frauen einher.

Die Ausstellung wird dem Publikum nicht zum erstenmal präsentiert. Bereits 1993 wurden im Bauhausgebäude Dessau und in der Universitätsbibliothek Bielefeld Ergebnisse der Forschungsarbeit vorgestellt. Ein Jahr später ist neues und ergänzendes Material hinzugekommen, die ersten Tafeln wurden überarbeitet und ergänzt. Ganz bewußt war das Ausstellungskonzept von Beginn an auf eine „wachsende“ Präsentation angelegt. Auch wenn die Arbeit der Projektgruppe nun vorläufig abgeschlossen ist, sind Anregungen und Informationen von interessierten RezipientInnen, die zur Erweiterung der Kenntnisse beitragen können, erwünscht. Als Kontaktpartner sind vor allem die BewohnerInnen der Siedlungen angesprochen, die ihre Erfahrungen und ihre Standpunkte in der Ausstellung wiederfinden sollten.

Ich meine, daß das Gemeinschaftsprojekt von Oberstufen-Kolleg und Bauhaus gerade vor dem Hintergrund der aktuellen Museums- und Ausstellungspolitik eine besondere Hervorhebung verdient. Und dies aus zwei Gründen: Zum einen wird der prozessuale Verlauf von Materialauswahl und Erkenntnisfindung offengelegt und zum Kennzeichen der Ausstellung gemacht, zum anderen sind die NutzerInnen und nicht die Architekten die „HeidInnen“ der (Forschungs-)Geschichte. Dadurch dreht die Dessauer Ausstellung die Gepflogenheiten der mit großem Aufwand gestalteten Mammutpräsentationen in den etablierten Museen um. Als ein treffendes Beispiel wäre in diesem Zusammenhang die jüngste Ausstellung des Frankfurter Architektur-museums mit dem Titel „Expressionismus und Neue Sachlichkeit“ anzuführen, die sich ebenfalls mit der Architektur-Avantgarde der Weimarer Republik befaßt: Hier wird das Publikum nicht nur mit wunderbaren Originalplänen, sondern leider auch mit kommentierenden Texten konfrontiert, die ein hermetisches Herrschaftswissen offenbaren, das eine kritische Auseinandersetzung verhindert und den seinerzeit apodiktisch verkündeten Geltungsanspruch der neuen Architektur reproduziert oder gar noch verdoppelt.

Zur Dessauer Ausstellung ist ein Katalog erschienen, der sich aus einem Textbuch und lose beigefügten reproduzierten Tafeln zusammensetzt.